

EDITORIAL

Die Wissenschaft hinkt der Wirklichkeit oft hinterher, gerade auch im Blick auf Bilder. Lange von einer gewissen Bildfeindlichkeit und einer Privilegierung der Schriftlichkeit geprägt, sah sie sich mit dem Siegeszug visueller Medien plötzlich einer universalen Forderung nach Bildkompetenz gegenüber. Erst in den 90er Jahren vollzog sich, in den Kulturwissenschaften zunächst, ein *iconic turn*.

Doch wir waren noch lange nicht angekommen im 21. Jahrhundert, dem Zeitalter des Bildes. Dieses begann erst am 11. September 2001, als von langer Hand geplant Bilder produziert wurden, die in Endlosschleifen die Angriffe auf das World Trade Center und so die westliche Machtlosigkeit «dokumentieren» sollten. Sie waren dafür bestimmt, sich tief in das kollektive Unbewusste des Westens einzubrennen. Ihre Schöpfer, Ikonographen des Terrors, waren uns im Wissen um die politische Macht von Bildern zuvorgekommen und zwangen die Notwendigkeit von Bildkritik in geradezu drakonischer Weise auf.

Feinde also machen Bilder und Bilder machen Feinde, darum geht es in dieser ersten Ausgabe von *prospektiv* der Theologischen Fakultät Basel. Die Themenwahl legt sich nicht zuletzt aufgrund der religiösen Konnotation aktueller Diskurse nahe, aber auch, weil in unserer eher textlastigen Disziplin Bildkritik ein wichtiges Desiderat bleibt.

Zum Thema äussern sich neben Mitgliedern der Fakultät auch ein renommierter Schriftsteller und eine renommierte Medienschaffende: Peter Bichsel stellt in prägnanter Weise die beunruhigende Kritiklosigkeit gegenüber medialen Bilderwelten fest. Sie wird noch beunruhigender, wenn wir auf zeitgeschichtliche Ereignisse blicken. Esther Schapira zeigt, dass Bilder – auch ihr gezielter Missbrauch und ihre Fälschung im Dienste höherer Propagandawahrheit – längst zu einer der wichtigsten Waffen und die Medien zu einem Schlachtfeld für Islamisten geworden sind. Das will Alfred Bodenheimer weder als Einladung für Ikonoklasten verstanden wissen noch als eine Einladung zu einem weiteren Kräftemessen zwischen diesen und Ikonodulen, vielmehr plädiert er im Bildzeitalter dezidiert dafür, dass wir neben lesen auch sehen lernen, es bedarf also einer fundierteren Bildkritik. Eine Grundeinsicht dieser Bildkritik, so legt Ekkehard W. Stegemann dar, äussert sich im Eingeständnis, dass Bilder zwar stets repräsentieren, als solche jedoch immer nur Interpretationen ihrer Referenten bleiben. Interpretationen aber, da stets person- und situationsgebunden, sind kritisierbar. Kritik kann, wie Gabriella Gelardini am Beispiel des Hebräerbriefes einleuchtend zeigt, in Form von Gegeninterpretationen Ausdruck finden. Somit sind Interpretationen ein Privileg aller, aber ein Privileg wird da zur (Überlebens-)Pflicht, wo es gilt, zivilisatorische Errungenschaften zu verteidigen.

**Dr. theol. Gabriella Gelardini mit
Prof. Dr. theol. Ekkehard W. Stegemann
und Prof. Dr. phil. Alfred Bodenheimer**

MAN MUSS SIE GESEHEN HABEN 3
Peter Bichsel: Bilder statt Argumente

**VON DER MACHT DES BILDES
UND DER OHNMACHT DER VERNUNFT** 5
Esther Schapira: Manipulation mit Bildern

BILDER MACHEN FEINDE 8
Alfred Bodenheimer: Verlust des Bildes
als Illustration

DIE BILDLOSIGKEIT UND IHRE FEINDE 10
Ekkehard W. Stegemann: Bildlosigkeit ist
keine Bildfeindschaft

WIDERSTAND MIT GEGENBILDERN 12
Gabriella Gelardini: Subversive Textbilder
im Hebräer

INTERVIEW MIT DEM DEKAN 14

AUS DER FAKULTÄT 15

prospektiv Beilage zur Reformierten Presse
Postfach, 8026 Zürich
Telefon 044 299 33 21, Fax 044 299 33 93
Redaktion Gabriella Gelardini
Gestaltung/Produktion Medienpark Zürich
Korrektorat Ursula Klausner
Druck Stämpfli Publikationen AG, Postfach 8326,
3001 Bern, Telefon 031 300 66 66, Fax 031 300 66 99
Herausgeber Reformierte Medien © Kirchenblatt/
Protestant/EPD/Reformierte Presse, 21. Jahrgang

MAN MUSS SIE GESEHEN HABEN

Wir gehen immer noch davon aus, dass man Argumente gegen Argumente abwägen könnte. Es geht jedoch nicht mehr um Worte, vielmehr geht es jetzt um Bilder gegen Bilder. Macht funktioniert ohne Argumente, sie braucht Bilder. Deshalb gewinnt in der heutigen Situation der Gesellschaft das Bilderverbot – du sollst dir kein Bildnis machen – eine neue Tiefendimension.

Peter Bichsel

Am Stammtisch sagt einer immer wieder: «Der hat es ihnen aber gesagt.» Es geht um eine Politschau am Fernsehen, und wie ich frage, was er ihnen denn gesagt habe, sagt er: «Laut und deutlich hat er es ihnen gesagt.» Ich insistiere und will wissen, was es war. Er wird böse, denn darum gehe es nun nicht, er habe es ihnen eben gesagt. Er hat gesehen, wie es jener denen gesagt hat – er war dabei und hat es gesehen. Nur gesehen, aber weil er es gesehen hat, hält er es für wahr, und selbstverständlich gibt es auch einen Ton am Fernsehen, aber der Ton ist auch nur ein Teil des Bildes, auch den Ton hat er sozusagen nur gesehen.

Da haben Argumente kaum mehr etwas zu suchen, die Diskussion wird zur Show, und Show ist etwas Visuelles. Das sieht man. Man sieht, dass er recht hat, man sieht, dass er gescheit ist, und man sieht, dass alle anderen dumm sind und im Unrecht. Nicht einmal, dass es gegen seine Rente ging, hat der Zuschauer, der eine Invalidenrente bezieht, mitbekommen. Ich habe mich auch schon gefragt, ob sich Analphabetismus – und ich meine jetzt nicht im Speziellen einzelne Analphabeten, sondern eine mehr und mehr analphabetische Welt – auch auf Akustisches beziehen könnte. Die Wahrheit ist dann nur noch ein Bild: «Der hat es ihnen gesagt.»

Selbstverständlich sind jene, denen er «es» gesagt hat, zum vornherein die Feinde jenes Zuschauers, und sie werden es durch die polternde Attacke des geliebten Politikers noch mehr. Es gibt dann kein Dafür mehr, nur noch ein Dagegen; und das Da-

gegen ist im Bild attraktiver als das Dafür. Er hat es gesehen, selbst gesehen. Und was er gesehen hat, muss er nicht gehört haben, Feindschaft genügt und braucht keine Argumente. Einer sagt mir begeistert, er habe mich gestern am Fernsehen gesehen. Ich weiss von nichts, es muss irgendeine Wiederholung gewesen sein, und ich möchte gern wissen, was es denn war, was ich denn gesagt habe.

Er weiss es nicht, nicht ein einziges Wort. Aber er ist begeistert, er hat mich, seinen Trinkkumpanen, am Fernsehen gesehen, wirklich gesehen. Wäre es eine Radiosendung gewesen, er hätte zum mindesten so viel mitbekommen, dass ich herausgefunden hätte, um was es ging.

Trotzdem und selbstverständlich hat das Fernsehen einen grösseren Werbeeffekt als das Radio, grössere Einschaltquoten, grössere Magie, und vor allem, die Prominenz ist nur ein Bild, nichts anderes als ein Bild. Die Metapher «Vorbild» ist Wirklichkeit geworden, das singende Girl am Fernsehen ist nicht nur ein Bild, sondern ein Vorbild, und wo die «Vorbilder» sind, dort nisten sich die Vorurteile leicht ein. Auf eine Radiosendung bekomme ich ohne Übertreibung zwanzig mal mehr Reaktionen als auf eine Fernsehsendung. Radio kann man nicht konsumieren ohne zu hören. Wie oft schon habe ich es erlebt, dass ein Fernsehjournalist bei einem Interview mir eigentlich nicht zuhörte, sondern nur zuschaute.

Nicht sehen, sondern hören

Vielleicht meinte das jüdische Bilderver-

bot mehr als nur «Du sollst dir kein Bildnis machen», sondern auch die Aufforderung, zu hören – nicht das Bild Gottes zu sehen, sondern das Wort Gottes zu hören.

Als Kind war mir das klar: In einer katholischen Kirche gibt es Bilder, in einer reformierten nicht. Und ich war schon als Kind begeistert von jenen Tabellen, auf denen vorn in der Kirche die Nummern der zu singenden Lieder mit grossen Zahlen aufgelistet waren. Ich freue mich jedes Mal wieder, wenn ich sie bei meinem guten Jean Paul wieder finde. Es muss ihm gleich gegangen sein wie mir: «25,1,2» war nicht einfach nur «Grosser Gott, wir loben dich, erste und zweite Strophe», sondern eine Magie, ein Mandala, ein Meditationsbild. Und auch das Zählen der Orgelpfeifen war nicht nur immer aus Langeweile geschehen, sondern konnte durchaus auch Meditation sein. Jedenfalls lenkte es weniger von der Predigt des Pfarrers ab als ein Bild des «richtigen» Christus im Chor.

Mehr als eine Bilderflut

Hören, zuhören hat etwas Friedliches. Schauen kann aggressiv sein, im Volksmund zum Beispiel: «Schaut euch diese Kerle an, schaut euch diese Drögel, diese Alkis, diese Jugos an.» Würde es heissen: «Hört diesen Drögelern zu, hört diesen Alkis zu, diesen Jugos zu», dann wäre das sozusagen das Gegenteil. Und einen Satz vergesse ich nie mehr, den Satz eines bekannten Kolumnisten anlässlich der Globuskrawalle in Zürich 1968: «Man muss sie gesehen haben!» Das war eine Aufforderung zur Hetze.

Bilder gab es schon immer, aber Bildzeitalter ist letztlich doch mehr als nur eine Bilderflut. Es ist ein grundsätzlich anderes Denken. Ich habe mich damals, als das Fernsehen mehr und mehr selbstverständlich wurde, lange dagegen gewehrt, aber als dann schon fast alle meine Schüler Fernsehen zuhause hatten, stellte ich fest, dass ich mich mit ihnen nicht mehr über Aktuelles unterhalten konnte, und es blieb mir nichts anderes übrig, als einen Fernseher anzuschaffen. Erst glaubte ich, ich müsste das, um dieselben Informationsquellen zu haben, aber immer mehr stellte ich fest, dass ich lernen musste, wie sie denken. Der Konjunktiv war aus ihrem Denken verschwunden: «Es könnte sein», «Könnte es sein?» gab es nicht mehr – es war jetzt alles eins zu eins die Wahrheit. Darüber, über die Wahrheit, gab es nichts mehr zu sagen. Und wo es nichts mehr zu sagen gibt, beginnen die Feindschaften.

Verführen zur Feindschaft

Der polternde Politiker ist ein Meister im Verführen zur Feindschaft. Er ist im Bild. Das genügt jenen, die er verführt. Wer irgendwo im Bild erscheint, ist prominent. Und weil man ihn gesehen hat, den gelieb-

ten Politiker – jetzt und live gesehen hat, ist er die Realität, und man hält die Realität für die Wahrheit. Und die anderen am Fernsehen, seine politischen Gegner, die reden ja nur, die wissen nichts anderes als zu reden, sie sind nicht im Bild – und wenn schon, dann: «Schaut euch die mal an!»

Wir gehen immer noch davon aus, dass man darüber reden könnte, dass man Argumente gegen Argumente abwägen könnte. Es geht nicht mehr um Worte, es geht jetzt um Bilder gegen Bilder. Auch das ist nicht neu. Schon sehr früh hat sich das Christentum vom Bilderverbot verabschiedet, und zwar selbstverständlich und diskussionslos. Aber ob es ohne jeden Grund geschehen ist, das ist wohl fraglich. Das Rätsel, weshalb ausgerechnet das mächtige Rom das Christentum zur Staatsreligion machte, bleibt. Aber als das Christentum selbst zu einem Teil der Macht wurde, brauchte es Bilder. Gut, wir wissen, das hatte auch bestimmt pädagogische Gründe. Die Frage ist nur, was war denn der Zeck der Pädagogik? Die Macht funktioniert ohne Argumente, sie braucht Bilder. Jedenfalls beginne ich in der heutigen Situation der Gesellschaft das Bilderverbot – du sollst dir kein Bildnis machen – zu verstehen.

Aufzuhalten sind die Bilder nicht – und im Übrigen, ich mag Bilder. Aber so selbstverständlich wie heute waren sie nicht immer. Es ist noch nicht lange her, da gab es in der Schweiz eine Zeitung, die stolz darauf war, auf Pressebilder fast ganz zu verzichten. Es war eine angesehene, wenn nicht gar noble Zeitung, die Wert darauf legte, gepflegt zu sein. Es war auch eine rechthaberische Zeitung, und das versuchte sie mit Argumenten zu sein. Sie war stolz auf ihr gepflegtes Wort – die «Neue Zürcher Zeitung». Es gibt sie noch, und sie pflegt immer noch einen relativ vorsichtigen Umgang mit Bildern. Ich frage mich, ob die Vorstellung von bilderfeindlicher Gepflegtheit vielleicht doch auch mit zwinglianischer Bürgerlichkeit zu tun hatte. Aber gut, die Zeiten sind wohl vorbei – aber sie sind vielleicht noch gar nicht so lange vorbei, wie wir meinen. Das – und eigentlich nur das, dass es vielleicht doch erst kürzlich geschah, die allerletzte Aufgabe der Bedenken gegenüber Bildnissen – das erschreckt mich.

Dr. h.c. Peter Bichsel ist freier Schriftsteller und Kolumnist; seine Werke wurden mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, die Theologische Fakultät verlieh ihm

Bilder gegen Bilder.

Bilder: Medienpark/Gion Pfander



VON DER MACHT DES BILDES UND DER OHNMACHT DER VERNUNFT

Die Bilder der einstürzenden Twin Towers, der ermordete Theo van Gogh, die hassverzerrten Demonstranten im Karikaturenstreit haben sich tief eingegraben ins kollektive Unbewusste des Westens. Sie nähren Misstrauen und Angst und unterhöhlen das tolerante, offene Miteinander der Kulturen. Und genau das ist die Absicht derer, die diese Bilder erzeugen.

Esther Schapira

Viel war nicht zu sehen auf jenem Bild, das am 2. November 2004 die Nachrichtensendungen in den Niederlanden bestimmte: Polizeiabspernung und in der Ferne eine weisse Plane auf dem Boden, die einen Körper bedeckte. Und doch brachte dieses Bild, genauer das Wissen darum, was das Bild nicht zeigte, noch am selben Abend Hunderttausende auf die Strasse. Morgens um 8.30 Uhr, mitten in der Rushhour, hatte der Mörder sein Opfer mit gezielten Schüssen auf seinem Fahrrad zu Fall gebracht. Dann war er in aller Ruhe auf den wehrlosen Mann zugegangen und hatte weitere Schüsse abgegeben. Zum Schluss schnitt er ihm mit einer Machete die Kehle durch. Das Opfer war der Regisseur Theo van Gogh. Die Fernsehbilder dieses grausamen Mordes sind ausserhalb der Niederlande kaum zu sehen gewesen, und doch hat der Mord weltweit Wirkung gezeigt. Theo van Gogh nämlich wurde auf offener Strasse abgeschlachtet, weil er zusammen mit der Islamkritikerin Ayaan Hirsi Ali einen Film gemacht hatte, der die Unterdrückung der Frau im Islam anprangert.

Provokative Bildsprache

Die beiden hatten eine drastische, provokative Bildsprache gewählt. Koransuren auf dem halbnackten Körper einer misshandelten Frau. Mohammed Bouyeri, ein junger Mann aus Amsterdam, sah es als seine religiöse Pflicht an, diese vermeintliche Beleidigung seines Propheten zu rächen, indem er Theo van Gogh grausam ermordete.

Das Bild des abgeschlachteten wehrlosen Filmemachers ist seither fest eingegraben in den Köpfen von Journalisten, Künstlern und anderen Medienschaffenden. Ein Bild, das die wenigsten wirklich gesehen haben, das aber in der Vorstellung grausam präsent ist. Ein Bild, das sich verbindet mit anderen Bildern, die ein knappes Jahr später um die Welt gingen: Aufgebrachte, aufgepeitschte Massen, die gegen den Westen im Allgemeinen und Dänemark im Besonderen

Der Mörder sah Bilder, die aus seinen Nachbarn Feinde machten.

auf die Strasse gingen, weil die dänische Zeitung «Jyllands Posten» im September 2005 zwölf Mohammed-Karikaturen unterschiedlicher Qualität abgedruckt hatte, die kaum einer der Demonstranten kannte.

So wie die wenigsten Muslime *Submission*, den umstrittenen niederländischen Film, tatsächlich gesehen hatten, so waren es auch im Karikaturenstreit nicht die Bilder selbst, sondern die Vorstellung dessen, was sie zeigten, und die damit verbundene unterstellte Demütigung, die ausreichte, um Fahnen und Botschaften in Brand zu setzen und Menschen zu ermorden. Und wie im Mordfall Theo van Gogh ging dem vermeintlichen spontanen Volkszorn gezielte Agi-

tation voraus durch islamische Geistliche und politische Drahtzieher. So hatte Scheich Fahwaz in der Al-Sunnah-Moschee in Den Haag mit den Gläubigen Allah angefleht, Theo van Gogh und Ayaan Hirsi Ali zu töten.

Antennen auf andere Satelliten gerichtet

Aus Worten wurden Taten, dem Gebet folgte der Mord. Der Imam ist strafrechtlich nicht zu belangen. Er profitiert von der Freiheit der Demokratie, die er bekämpft. Eine Freiheit, mit der der Mörder Theo van Gogh, Mohammed Bouyeri, gross geworden ist. Der Sohn marrokanischer Einwanderer wurde in Amsterdam geboren, aber Holland war ihm nie zur Heimat geworden. Eine Weile hatte er probiert, wie es wäre, tatsächlich in diesem Land und dieser Freiheit zu leben. Doch alle Antennen in seinem Stadtviertel sind auf einen anderen Satelliten ausgerichtet. Zuhause liefen die Programme der arabischen Welt. Da sah er Bilder, die seinen Hass schürten, die aus seinen westlichen Nachbarn Feinde machten. Tag für Tag rund um die Uhr laufen dort die Propagandabilder, um die Botschaft von der Demütigung der Muslime durch den Westen weltweit zu verbreiten. Und dort sind auch die Helden zu sehen, die dem Westen die Stirn bieten, die «Märtyrer» im Irak, die «Kämpfer» von Al-Kaida, die Mujaheddin des heiligen Krieges. Im Internet sind sie nur einen Mausklick entfernt. Und so wurde auch Mohammed Bouyeris Freiheit zunehmend die unendliche Weite des World Wide Web. Die

Freiheit des Westens, die Welt, in der sein Opfer, Theo van Gogh, lebte, blieb ihm dagegen immer fremd. Eine Welt, in der nichts heilig war, eine Welt ohne Tabus. Eine Welt, in der einer wie Theo van Gogh zum Trash-Fernsehstar aufsteigen konnte, der unter Freiheit verstand, keine Einschränkung seiner Meinungsfreiheit zu akzeptieren, der ohne Rücksicht auf die Gefühle anderer provozierte und beleidigte.

Appeasement

Ayaan Hirsi Ali dagegen kommt aus der Welt des Islam, nach der Mohammed Bouyeri sich sehnt. Aufgewachsen in Somalia und Kenia, genital verstümmelt, von ihrem Koranlehrer halbtot geprügelt, zwangsverheiratet. Sie war nach Europa geflohen, in die liberalen Niederlande, in das Land, in dem einst Voltaire seine Schriften veröffentlichen konnte, und sie hatte einen wahrhaft spektakulären Aufstieg hinter sich, der sie ins niederländische Parlament führte und zum Medienstar machte. Eine bemerkenswerte Frau, die zart und zerbrechlich wirkt und mit mädchenhafter Stimme unmissverständlich Klartext redet, weshalb sie seit 2002 unter Polizeischutz im Versteck leben muss. Nur deshalb wurde nicht sie zum Opfer, sondern der ungeschützte Theo van Gogh.

Am Abend des Mordes, am 2. November 2004, gingen die Menschen in Amsterdam noch auf die Strasse, weil sie spürten, dass dieser Anschlag nicht Theo van Gogh, sondern der demokratischen Freiheit gegolten hatte. Das ist Geschichte. Mittlerweile sind die meisten verstummt. Aus Angst. Das Misstrauen ist gewachsen. Aus Nachbarn wurden Feinde, aus jedem Muslim ein potenzieller Schläfer, ein möglicher Terrorist. Die Angst des Westens tarnt sich geschickt als Verständnis für die, die sich gedemütigt fühlen, weil sie es angeblich nun mal nicht gelernt haben, Bilder zu dechiffrieren. Dem gekränkten Muslim bleibt keine andere Wahl als mit Schaum vor dem Mund und gezogener Waffe seine Ehre wiederherzustellen? Das ist purer Rassismus, freundliche Arroganz gegenüber dem primitiven Muslim. Diese Mischung aus Angst und gönnerhafter Arroganz sorgte dafür, dass sich die öffentliche Meinung, nicht nur in den Niederlanden, zunehmend gegen Hirsi Ali, die Unruhestifterin, wandte. Hätte nicht gerade sie mehr Zurückhaltung in ihrer Kritik zeigen müssen? Schliesslich wusste sie doch um die Empfindsamkeit der männlich-muslimischen Seele. Plötzlich stand die Kränkung der Muslime im Mittelpunkt

der Debatte und nicht der Mord. Stattdessen ängstliches Stillhalten, Schweigen, Kleinreden – Appeasement. Es ist dieser Irrglaube, durch Beschwichtigung, durch verständnisvolles Nachgeben den Aggressor milde stimmen zu können, durch Wohlverhalten verschont zu werden. Doch die Rechnung wird nicht aufgehen, sie kann nicht aufgehen. Warum auch sollten die Islamisten Zurückhaltung üben, wenn sie allenthalben erleben, dass der Westen ängstlich zurückweicht, dass also die Strategie der Einschüchterung überaus erfolgreich ist?

Vor allem aber wird es selbst beim besten Willen nicht möglich sein, alle Bilder zu vermeiden, durch die Menschen sich gekränkt fühlen könnten. Es wird schon deshalb nicht möglich sein, weil mindestens bei den islamistischen Drahtziehern die Feindschaft grundsätzlicher Natur ist und Bilder zu den wichtigsten Waffen überhaupt gehören. Im «heiligen Krieg» sind die Medien längst zu einem entscheidenden Schlachtfeld geworden. Deshalb gibt zum Beispiel der Iran bereitwillig Geld für den Kampf der

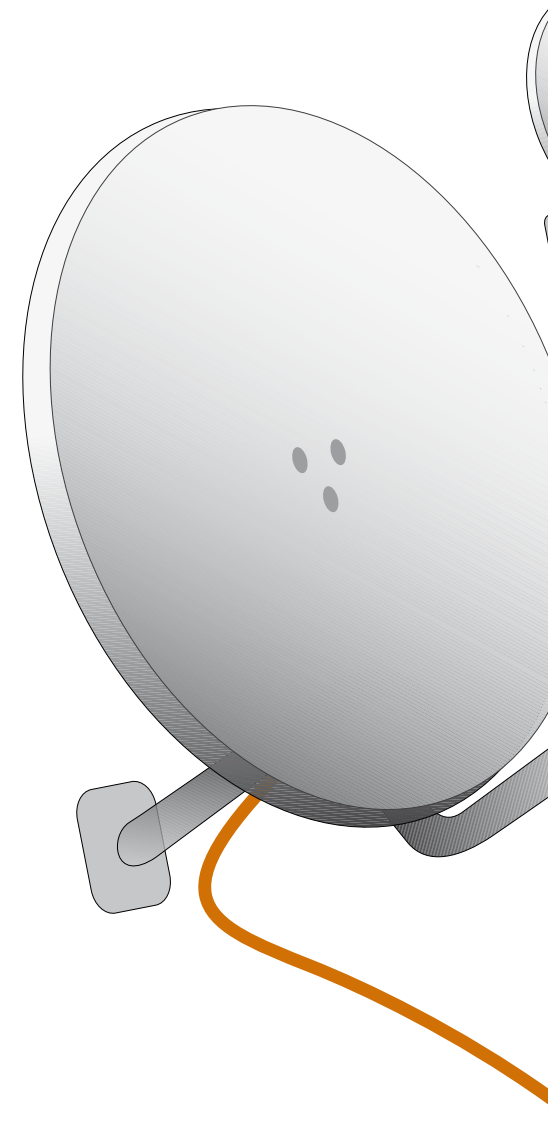
fen, was Wahrheit, was Fälschung ist und wo Medien zu unfreiwilligen Kombattanten dieser zynischen Bilderschlacht mit tödlichen Folgen werden. Ein besonders drastisches Beispiel, dessen ganze Geschichte wir bis heute nicht kennen, ereignete sich vor fast sieben Jahren, aber es ist bis heute unvermindert präsent. Am 30. September 2000 sahen Millionen Zuschauer weltweit, wie im Gazastreifen der 12-jährige Mohammed al-Dura mit seinem Vater hinter einem Betonfass kauerte und dort vergeblich Schutz suchte im Kreuzfeuer. Das Bild ging um die Welt und wurde zur vielleicht meistgezeigten und -zitierten Anklage gegen Israel. Hier das unschuldige, wehrlose Kind, das um sein Leben fleht und vor laufender Kamera erschossen wird. Dort eine brutale, hochgerüstete Armee, die mit Maschinengewehren auf Kinder zielt.

Im Dienst der Propagandawahrheit

Täglich liefern Videoclips im palästinensischen Fernsehen. In einem ist mitten in die Originalszene ein Zwischenschnitt montiert,

Noch Jahre später haben junge Selbstmordattentäter das Bild im Kopf.

Hisbollah im Libanon und den Waffenkauf der Hamas in den palästinensischen Gebieten aus, nicht aber für den Aufbau einer funktionierenden Zivilgesellschaft, nicht für den Wohnungsbau und die Auflösung der Flüchtlingslager. Das Schicksal der Palästinenser soll sich nicht verbessern, um als Rekrutierungsargument für den heiligen Krieg dienen zu können. Längst wird mit den Bildern aus Palästina auf allen arabischen Fernsehkanälen und im Internet um die jungen Muslime in Europa geworben. Sie sollen sich mit den palästinensischen Opfern identifizieren und gegen den Westen in die Schlacht ziehen. Und dabei geht es keineswegs nur um die Befreiung Palästinas, also die Zerstörung Israels, sondern um die Verbreitung des Islam in Europa. Und wo die realen Bilder fehlen, da werden sie eben gefälscht. Mal werden Bilder, wie jüngst im Libanon-Krieg, elektronisch bearbeitet, um das Ausmass der Zerstörung durch israelische Bomben drastisch zu vergrössern, mal werden sie gleich ganz gestellt. Und häufig ist für Journalisten nicht zu überprü-



eine Nahaufnahme eines schiessenden israelischen Soldaten, aufgenommen an einem völlig anderen Ort ohne jeden Zusammenhang. Fälschung im Dienst der höheren Propagandawahrheit. In einem anderen Musikvideo wird die Szene nachgespielt. Der Junge stirbt. Sein Blut tropft die Wand hinunter auf den Boden. Der Sänger singt: «Wie glücklich ist der Märtyrer, dessen Blut die Erde Palästinas tränkt.» Dann erscheint die Inschrift. «Ich bin gestorben, um euch zu sagen, dass ihr mir folgen sollt.» Der Clip wurde vom palästinensischen Erziehungsministerium hergestellt, und er war erfolgreich.

Noch Jahre später haben junge Selbstmordattentäter das Bild im Kopf, wenn sie losziehen, um ihre «Feinde», unschuldige israelische Zivilisten, zu töten. Und so wird diese Ikone des palästinensischen Kampfes bewusst wach gehalten: In Musikvideos, in vermeintlichen Nachrichtenfilmen, in den Schulen. Diese Filmszene wurde zum wichtigsten PR-Erfolg der Palästinenser, weil das Bild so archaisch, so eindeutig, so überzeugend war. Es war endlich der Fern-

sehbeleg für das Bild im Kopf von Millionen Zuschauern weltweit. Das Problem aber ist, dass das Bild keineswegs eindeutig ist. Im Gegenteil. Als ich 2001 die wahre Geschichte dieser Szene recherchierte, stiess ich auf eine ganze Reihe bemerkenswerter Indizien dafür, dass Mohammed al-Dura sehr viel eher durch palästinensische als durch israelische Kugeln getötet worden sein dürfte. Das wäre an sich nicht weiter dramatisch. Täglich werden wir mit jeder Menge Bilder konfrontiert, deren Wahrheitsgehalt wir nicht überprüfen können. Ständig werden wir als Zuschauer Opfer bewusster Bildmanipulationen, sei es, weil für gründliche Recherche der Journalisten Zeit und Geld fehlen, sei es, weil Lobbyisten geschickt ihre Version in den Medien platzieren.

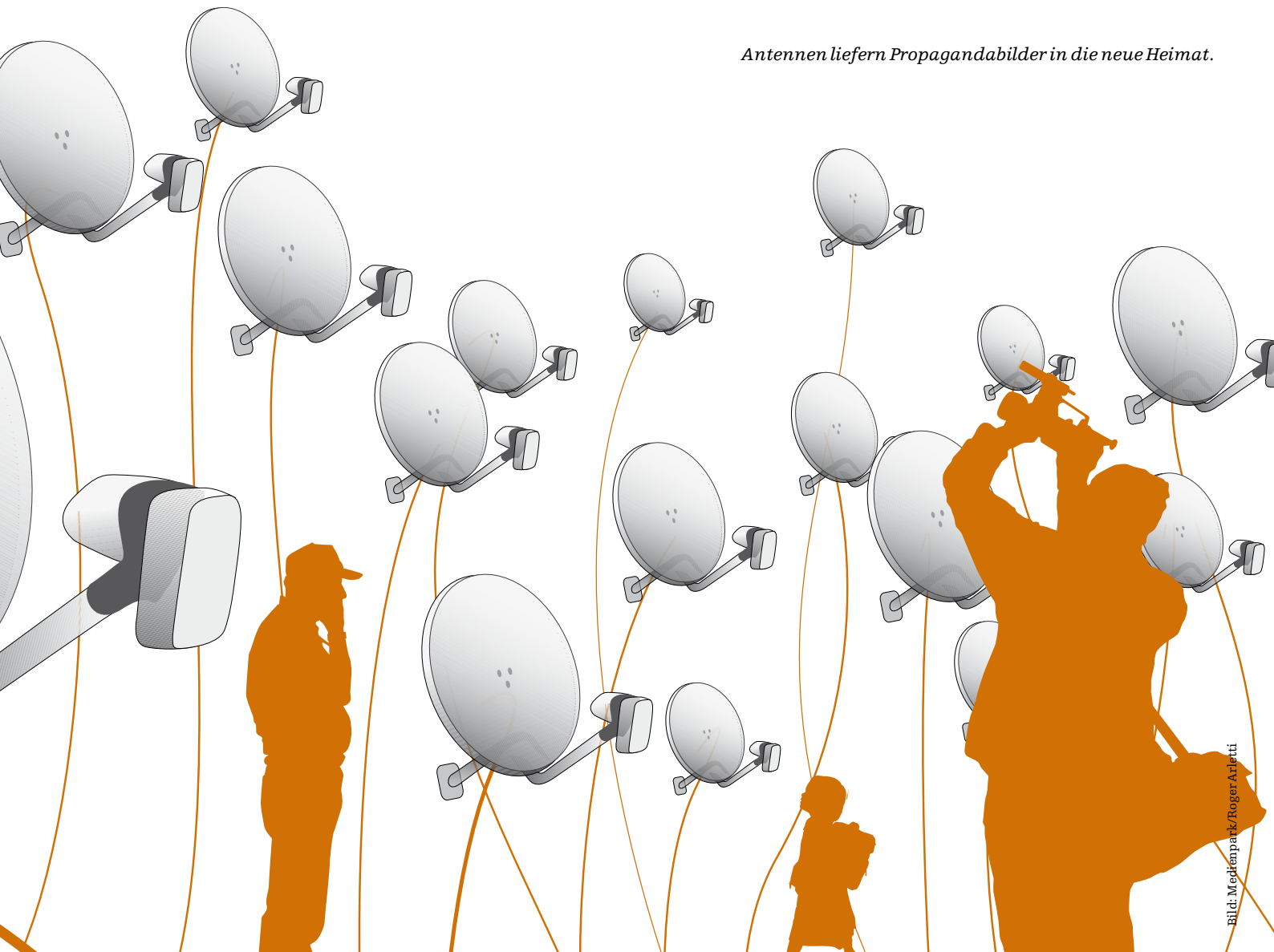
Dramatisch an der Geschichte dieses Bildes ist nur, dass der tragische Tod des kleinen Mohammed al-Dura benutzt wurde als Rechtfertigung für die Ermordung anderer und als Werkzeug für politischen Kindesmissbrauch, nämlich die Rekrutierung von Selbstmordattentätern. «Bilder sind

mächtiger als Worte», sagte der Sprecher der israelischen Armee resigniert, weil er erfahren hatte, wie wenig Erklärungen ausrichten konnten gegen das vermeintlich eindeutige Bild. Bilder sind mächtiger, weil sie unmittelbare Gefühle auslösen. Bilder machen Angst. Und Angst macht Feinde. Feindbilder.

Die einstürzenden Twin Towers des 11. September, der ermordete Theo van Gogh, die hassverzerrten Demonstranten im Karikaturenstreit – diese Bilder haben sich tief eingegraben ins kollektive Unbewusste des Westens. Sie nähren Misstrauen und Angst und unterhöhlen das tolerante, offene Miteinander der Kulturen. Und genau das ist die Absicht derer, die diese Bilder erzeugen. Denn für sie gilt: Feinde machen Bilder.

Esther Schapira ist Redakteurin und Ressortleiterin für Politik und Zeitgeschichte beim Hessischen Rundfunk und Kommentatorin bei den ARD-Tagesthemen; als Autorin und Filmschaffende wurden insbesondere ihre (Dokumentar-)Filme mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet. ESchapira@hr-online.de

Antennen liefern Propagandabilder in die neue Heimat.



BILDER MACHEN FEINDE

Das Bild als Illustrationsobjekt ist beinahe verschwunden, das Bild als in sich schon mehrdeutige Botschaft ist geblieben. Nicht Bilderskepsis schlechthin kann als Reaktion folgen, sondern Bilderanalyse.

Alfred Bodenheimer

Mit den massiven Protesten in einigen muslimischen Ländern angesichts der dänischen Mohammed-Karikaturen Anfang des letzten Jahres wurde der Westen mit einem Phänomen konfrontiert, das er nur noch als religiöses Theorem oder als kulturwissenschaftliche Attitüde wahrgenommen hatte: Das Bilderverbot. Zuweilen von grundsätzlicher Bereitschaft zum Verständnis für verletzte Gefühle getragen, wägten viele diese gegen die Grenzen einer demokratischen Grundfreiheit ab, die unversehens von der Freiheit des Wortes zur Freiheit des Bildes mutiert war. Zugleich, und vielleicht über allem, regte sich Abscheu über die symbolische, wiederum rein bildliche Schmähung der zu Gotteslästerern erklärten Dänen, etwa durch das Verbrennen dänischer Fahnen (einmal aufgrund der Ignoranz der Demonstrierenden auch einer schweizerischen). Gänzlich kopfschüttelnd schliesslich nahm man im Westen zur Kenntnis, dass der Iran einen Wettbewerb mit Holocaust-Karikaturen ankündigte und dann ja auch durchführte.

Wunsch nach bildlicher Dokumentation

Bilder machen Feinde, und Feinde machen Bilder. Nicht nur Karikaturen oder symbolische Fahnenverbrennungen, die aufs Verlachen oder Verdammen eines jeweils radikal anderen abzielen, in denen

eine mehr oder weniger starke Kränkung schon im Ansatz steht, erzielen diese Wirkung. Die allgegenwärtige Möglichkeit zu und der allgegenwärtige Wunsch nach einer bildlichen Dokumentation des Geschehens, die eingängiger ist, schneller wirkt, oft einfacher herzustellen und vermeintlich authentischer ist als dessen wörtliche

Das Bild ist in vielerlei Hinsicht vom Medium der Illustration zum eigentlichen Zweck eines Tuns geworden.

Beschreibung, hat das Verhältnis zum Bild allgemein in den vergangenen Jahren stark beeinflusst. Nicht zuletzt hat es einer zuvor nie gekannten Lust zur Inszenierung Vorschub geleistet beziehungsweise die Grenze zwischen einem Ereignis und dessen Inszenierung fließend gemacht. Werden mehr Jugendliche von ihren Kollegen misshandelt, weil sich das per Handycam filmen und nachher auf dem Schulhof herumreichen lässt? Wurde zumindest ein Teil der Demütigungen von Häftlingen in Abu Ghraib der

Kamera zuliebe veranstaltet? Wäre es zu den zahlreichen Geiselexekutionen durch islamistische Gruppen gekommen, wenn diese nicht gefilmt und über Fernsehen oder Internet hätten gezeigt werden können?

Doppelte Gefahr

Das Bild ist in vielerlei Hinsicht vom Medium der Illustration zum eigentlichen Zweck eines Tuns geworden. Damit geht von Bildern eine doppelte Gefahr aus: Sie können uns manipulieren, sie können aber auch Menschen veranlassen, furchtbare Dinge zu tun, damit diese bildlich dokumentiert werden. Furchtbare Dinge: Das ist nicht nur die Folterung oder Hinrichtung anderer Menschen, es kann auch die Lüge sein. Und auch diese hat verschiedene Facetten: Die Nationalsozialisten drehten im Krieg Filme wie «Der ewige Jude», in denen die Juden, vor allem anhand von Aufnahmen im damals schon besetzten Osteuropa, als Untermenschen gezeigt werden sollten – die im selben Film dargestellte arische Gegenwelt blonder, pflügender Bauern entnahmen sie einem zionistischen Propagandafilm über die Aufbauarbeit in Palästina.

Die Nationalsozialisten konnten aber auch einen Propagandafilm über das Konzentrationslager Theresienstadt drehen, mit dem Titel: «Der Führer schenkt den Juden



Bilder generieren ihre eigene Wahrheit.

eine Stadt», mit essenden und spielenden Kindern und allen anderen Requisiten und Inszenierungen einer heilen Welt – Potemkinsche Dörfer mit Darstellern, deren Deportation nach Auschwitz schon besiegelt war. Eine andere, subtilere Art der Bilderlüge erleben wir, wenn in Kriegen, wie etwa jüngst im Libanon, Szenen gestellt werden, die dem Entsetzen der Weltmeinung über die Kriegsführung einer Partei (in diesem Falle Israel) noch ein bisschen nachhelfen sollen.

Bilder generieren ihre eigene Wahrheit. Der Mohammed der Karikaturen wird für die demonstrierenden Muslime gerade dann zur Reizfigur, wenn er nichts mehr mit dem von ihnen verehrten Mohammed zu tun hat. Umgekehrt werden die Bilder etwa aus Kriegsgebieten zur angeblich wasserdicht festhaltenden Dokumentation von etwas, was unmittelbarer wirkt als jedes Wort.

Hochgeschwindigkeit der Reizerweckung

Unmittelbarkeit – das scheint denn auch die Wirkung zu sein, die das Bild am ehesten evoziert. Unmittelbarkeit ist in einer immer stärker visualisierten Welt, in der es immer schwieriger und zugleich immer wichtiger erscheint, Aufmerksamkeit geschenkt zu bekommen, mit dem Versprechen aufmerksamer Wahrnehmung verbunden. Unmittel-

barkeit steht für die Hochgeschwindigkeit der Reizerweckung, mithin für das Gegenteil von Reflexion. «Seeing is believing» lautet ein angesichts heutiger Medientechnik immer törichter anmutendes Sprichwort – und doch ist vieles davon wahr geblieben, was die menschliche Aufnahmebereitschaft und deren Manipulation betrifft. Das Spiel mit dem menschlichen Blick, das sich, wie etwa im Falle des 11. September 2001, mittlerweile sogar auf die mediale Erfassung und Sichtbarmachung des gerade in seiner Anschaulichkeit so Entsetzlichen verlassen kann, wenn eine Sache buchstäblich aus heiterem Himmel geschieht, gehört zu den politischen Realitäten unserer Zeit. Wir werden gezwungen, das zu glauben, was wir nie sehen wollten – und weil wir es nie sehen wollten und man es uns trotzdem gezeigt hat, glauben wir es auch.

Bilder machen Feinde, und Feinde machen Bilder. Die Inszenierung, immer auf Zuspitzung bedacht, hat sich die Realität unterworfen. Die Kamera lässt sich zum Pranger, aber auch zum Weltgericht unserer Zeit erhöhen und missbrauchen. Wer vor einer Kamera steht, ist potentiell schon im nächsten Augenblick per Mausclick auf der ganzen Welt zu sehen. Das bedeutet auch, dass (wie bei den Karikaturen auch) alle dasselbe Bild sehen können, aber ganz un-

terschiedliche Dinge darunter verstehen. Bilder müssen nicht übersetzt werden, sie können aber auch nicht übersetzt werden. Dass eine Mohammed-Karikatur in Kopenhagen etwas anderes bedeutet als in Teheran, dass die gefilmte Hinrichtung Saddam Husseins in Bagdad anders gesehen wird als in Washington und wieder anders als in Paris, das ist die Tragik der Bilder im medialisierten Zeitalter. Einmal ist der Feind der Abgebildete, einmal ist er der Abbilder – zuweilen ist er sogar beides in einem.

Nicht Bilderskepsis schlechthin kann als Reaktion folgen, sondern Bildanalyse. Die Allverwertbarkeit von Bildern hat sie Missverständnissen frei verfügbar werden lassen – und es sind letztlich oft gerade diese Missverständnisse, diese tatsächlichen oder vermeintlichen Unterschiede von Reaktionen auf solche Inszenierungen, mit denen sowohl deren Urheber wie auch deren Rezipienten spielen. Das Bild als Illustrationsobjekt ist beinahe verschwunden, das Bild als in sich schon mehrdeutige Botschaft ist geblieben.

Prof. Dr. phil. Alfred Bodenheimer ist Ordinarius für Religionsgeschichte und Literatur des Judentums an der Theologischen Fakultät und am Institut für Jüdische Studien der Universität Basel sowie Rektor der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg.

DIE BILDLOSIGKEIT UND IHRE FEINDE

Von Horkheimer und Adorno stammt der oft zitierte Satz: Das Recht des Bildes wird in der treuen Durchführung seines Verbotes gerettet. Sieht man dieses Recht darin, dass es von seiner unerfüllbaren repräsentativen und mimetischen Funktion für das Dargestellte oder Abgebildete befreit wird, so könnte man mit dem Basler Kunsthistoriker Gottfried Boehm geradezu die Kunst der Moderne mit ihrer Bewegung zum abstrakten Bild als einen «internen Ikonoklasmus» beschreiben.

Ekkehard W. Stegemann

Die strikte Bildlosigkeit des jüdischen Kultes, wie sie das Bilderverbot des Dekalogs fordert, zieht nicht nur eine Grenze nach aussen, also zur kultischen Verehrung von, das heisst vor Götterbildern in der Völkerwelt, sondern – wie paradigmatisch die Geschichte vom Goldenen Kalb zeigt – auch nach innen. Doch entscheidend ist, dass es hier allein um den Kult, um die gottesdienstliche Verehrung Gottes insbesondere im Opferkult geht, nicht etwa um Bilderfeindlichkeit schlechthin. Vielmehr finden sich schon in antiken und vor allem in spätantiken Synagogen durchaus ornamentale Bilder von Pflanzen und Tieren, auch von biblischen Gestalten und Szenen als Fresken oder in Bodenmosaiken. Wo der mimetisch-repräsentative Anspruch des (Kult-)Bildes als unerfüllbar erkannt ist, ist der Raum für Bilder durchaus offen.

Synagoge kein Kultort

Das bekannteste Beispiel für synagogale Bildkunst ist das syrische Dura-Europos. Aber auch im Land Israel gab es, wie etwa die Synagoge zu Beth-Alpha zeigt, durchaus ornamentale Ausschmückungen. Da

die Synagoge aber keineswegs ein Kult- und insbesondere kein Opferort ist, muss jedenfalls sichergestellt werden, dass er auch als solcher nicht gebraucht wird, weswegen das Verbot des Kultbildes im Targum von Pseudo-Jonathan durch den Satz ergänzt wird, dass man jedenfalls «nicht auf den Mosaikböden niederknien» darf. Der Gestus der Verehrung, der allein dem einzigen und wahren und deshalb unabbildbaren Gott gilt, hat sich jeglicher Beziehung auf ein materielles Medium, ein Kultbild oder eine Götterstatue, zu enthalten. Diese Bildlosigkeit des jüdischen Kultes hat in der Antike durchaus unterschiedliche Reaktionen bei Nichtjuden ausgelöst.

Interessant ist, dass eine negative Deutung der (bilderlosen) jüdischen Gottesverehrung nicht überall zu finden ist. Theophrast und Hekataios etwa notieren sie durchaus mit Sympathie, obwohl sie im Kontext sonst nicht gerade Sympathisches über die Juden vortragen. Vor allem aber schreibt der römische Gelehrte Terentius Varro (bei Augustin überliefert), dass die Juden wie das alte Rom keine Götterbilder verehren. Er kommentiert das so, dass die

Gottesverehrung der Römer, wenn sie bildlos geblieben wäre, mehr Würde behalten hätte. Zudem kann er die jüdische Gottesverehrung durchaus auch der Verehrung eines höchsten Gottes und damit der Jupiterverehrung der Römer gleichsetzen, auch wenn er bei den Juden einen anderen Namen hätte. Anders freilich urteilt Tacitus. Der bildlose Kult der Juden gilt für ihn als Ausdruck der *superstitio*, eines angeblich fanatischen Zugs in der jüdischen Kultur. In seinem berühmten-berühmten Exkurs über die Juden in den *Historien* sagt er, dass «sie in ihren Städten keine Götterbilder aufstellen, erst recht nicht in ihren Tempeln» – mit «Tempeln» meint er die Synagogen, die aber nun gerade gar keine Tempel, also Orte des Opferkultes waren –, denn: «Eine solche Kriecherei (*adulatio*) kennen sie nicht gegenüber ihren Königen, eine solche Verehrung nicht gegenüber unseren Kaisern» (Hist 5,4).

Abweichung von der Mitte

Wenn die ägyptischen Kulte übertreiben, da sie sogar Tiere und aus Menschen und Tieren zusammenkomponierte Götterbilder verehren, so untertreiben die Juden

nach Tacitus, weil sie gar kein Götterbild haben und insofern eigentlich auch keine Verehrung einer Gottheit kennen, sondern «nur mit dem Geist eine einzige Gottheit *wahrnehmen*». Beides gilt ihm als *superstitio*, als Abweichung von der (natürlich von den Römern eingehaltenen) zivilisatorischen Mitte. Und sofern die Juden auch ein Gegner, ein Feind Roms waren, der Vespasian und Titus durchaus im ersten Grossen Aufstand heftigen Widerstand geleistet hat, stimmt bei ihnen für Tacitus der kulturell-religiöse Fanatismus mit dem politischen zusammen. Es ist ja der «Judenexkurs» – wie René Bloch gezeigt hat – im Zusammenhang mit dem späteren Bericht über den Krieg und die Zerstörung des Tempels durch Titus zu lesen. Er gibt an, warum der Krieg so lange dauerte und in welcher ethnisch-kulturellen Eigenart der Juden dieser hartnäckige Widerstand gegen die Römer gründen soll. Demgemäss notiert Tacitus auch in dem Abriss über die Geschichte Judäas unter römischer Herrschaft nach dem berühmten Satz *sub Tiberio quiens* die Caligula-Affäre, nämlich dass die Juden lieber zu den Waffen gegriffen hätten, als dass ein Bild des Kaisers in ihrem Tempel in Jerusalem aufgestellt worden wäre.

Aber es hat nun natürlich auch umgekehrt auf jüdischer Seite – und darauf hat vor allem Jan Assmann seine Aufmerksamkeit gelenkt – das Kultbildverbot des jüdischen Monotheismus zu einer polemischen Auseinandersetzung mit der kultischen Verehrung von Gottheiten vor Götterbildern geführt. Die Verspottung der von Menschenhand gemachten Skulpturen und Schnitzbilder reicht von der Bibel bis zur Weisheit Salomos und zu Josephus und Philo von Alexandrien. Und sie schliesst etwa auch Paulus ein, der an prominenter Stelle von der Vertauschung der Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes mit dem Abbild der Gestalt eines vergänglichen Menschen, von Vögeln, Vierfüsslern und Kriechtieren spricht (Röm 1,23). Die Abwendung von der Idolatrie zur Verehrung des wahren und lebendigen Gottes erscheint ihm daher als die Substanz der Bekehrung, die die in Thessaloniki von ihm missionierten Nichtjuden vollzogen haben (1 Thess 1,9). Assmann hat von der «Mosaischen Unterscheidung» gesprochen, um diese Differenz zu bezeichnen. Und er hat darin die Einführung wechselseitiger Feindschaft gesehen. Die Vertreter des Monotheismus sollen einen «*neuen* Hass in die Welt gebracht haben», nämlich den auf

die von ihnen unterschiedenen anderen, die Völker oder Heiden und Häretiker oder Apostaten. Aber auch diese hätten mit einem antimonotheistischen Hass geantwortet, auch schliesslich in der Form von Judenfeindschaft. Sieht man freilich, welchen Spott schon Xenophanes über die von Menschenhand gemachten Götterbilder ausgegossen hat, und zwar nicht etwa orientiert an der «Mosaischen Unterscheidung», so ist davor zu warnen, diese als Ursprung von Feindschaft zu sehen.

Vergleichbare Unterscheidungen begleiten auch die Geschichte des Christentums, wie nicht zuletzt die unterschiedliche Einschätzung der Bilderverehrung im Westen und im Osten und selbst noch im Luthertum

Der barbarische Angriff auf die Bilder diente immer zugleich politischen Interessen.

und im Calvinismus deutlich machen. Calvin begründet seine Ablehnung von Bildern im gottesdienstlichen Zusammenhang allerdings nicht nur mit dem Dekalog, sondern auch damit, dass das Endliche nicht den Unendlichen, dass das Leibliche nicht den Geist zu fassen vermöchte. Die Verehrung des einzigen und wahren Gottes, der Geist ist, kann der Mensch auch nur im Geist und in der Wahrheit ausüben. Anders als Luther, der wie schon Gregor der Grosse zwar gegen die Verehrung der Bilder, aber doch für deren Präsenz als Bibel der Illiteraten, der Armen beziehungsweise der Laien, also aus katechetischem Motiv plädierte, duldet der in Calvins Geist verfasste «Heidelberger Katechismus» Bilder im Gottesdienst ausdrücklich nicht. Denn auch die «Unterweisung» ist allein an die «lebendige Predigt» des göttlichen Wortes gebunden. Der Streit um die Bilder, der durchaus auch gewalttätig zwischen «Bilderstürmern» und «Bilderschirmern» (Hans Belting) ausgetragen wurde, scheint ein neues Indiz dafür zu sein, dass Bilderlosigkeit Feinde schafft.

Nicht Folge der Bilderkritik

Doch es zeigt nun gerade ein historischer Blick auf die reformatorischen Streitigkeiten, dass Bilderstürme nicht etwa die automatische Folge der Bilderkritik waren.

Der barbarische Angriff auf die Bilder, ihre Entfernung ebenso wie ihre Verstümmelung, diente vielmehr – wie Hans Belting dargetan hat – immer zugleich bestimmten politischen Interessen, dem der Entmachtung und der Blossstellung der Altgläubigen zumal (demonstriert an der Ohnmacht der Bilder), und dem der Identitäts- und Herrschaftssicherung bei den Protestanten selbst. Aufruhr und Umsturzabsichten führten der Barbarei der Wiedertäufer in Münster die Feder. Und auch in Basel war es der Mob, der wütete, dem aber vom Rat der Stadt Einhalt geboten wurde, wie wir aus einem Brief des Erasmus erfahren. In Wittenberg war es Karlstadt, der eine Gelegenheit sah, seinem Fanatismus zu frönen. Und in Genf bereitete der Bildersturm die Übernahme der Macht durch die Anhänger der Reformation und die Einrichtung eines quasi theokratischen Systems vor. Andere Reformatoren, wie Luther und Zwingli, haben dagegen einen nicht gewalttätigen Umgang mit den Bildern gefordert. Es ging aber auch in der antiken Polemik gegen Götterbilder immer auch um Identitätssicherung. Dass diese auch und vor allem nach innen gewendet war, machen die Erzählungen deutlich, in denen Mose gegen Aaron und Elia als Eiferer mit Gewalt für den Gott Israels gegen die Baalspriester auftreten – freilich nur auf dem Papier. Denn historische Realität kann aus den Erzählungen nicht rekonstruiert werden.

Horkheimer und Adorno haben in der *Dialektik der Aufklärung* den oft zitierten Satz geschrieben, dass «das Recht des Bildes in der treuen Durchführung seines Verbotes (gerettet wird)». Sieht man dieses Recht darin, dass es von seiner unerfüllbaren repräsentativen und mimetischen Funktion für das Dargestellte oder Abgebildete befreit wird, so könnte man mit dem Basler Kunsthistoriker Gottfried Boehm geradezu die Kunst der Moderne mit ihrer Bewegung zum abstrakten Bild als einen «internen Ikonoklasmus» beschreiben, der freilich die Differenz zwischen Mose und Aaron, die paradoxe Verschwisterung von mimetischer Darstellung und antimimetischer Position der Nichtdarstellbarkeit, in sich selbst aufgenommen hat. Denn als Bild kann ein Bild nicht aufhören, etwas darzustellen. Doch als Dargestelltes bleibt es eben immer nur Bild.

Prof. Dr. theol. Ekkehard W. Stegemann
ist Ordinarius für Neues Testament an der
Theologischen Fakultät der Universität

WIDERSTAND MIT GEGENBILDERN

Der Hebräer legt als antike Synagogenhomilie die Lesungen Ex 32–34 und Jer 31,31–34 aus, die sich auf der Basis des Lesezyklus mit dem Fasttag *Tischa be-Aw* verbanden. Mit Gegenbildern nimmt der Autor den Kampf gegen flavische Ideologie auf, deren Begründer an eben diesem Fasttag im Jahre 70 d.Z. den Zweiten Tempel zerstört hatten.

Gabriella Gelardini

Der sogenannte Hebräerbrief übt gegenwärtig auf die neutestamentliche Wissenschaft eine besondere Faszination aus. Dies war nicht immer der Fall. Dass sein Autor – obschon anonym – heute als dritter grosser Theologe des Neuen Testaments neben Paulus und Johannes betrachtet wird, verdankt sich der neueren Hebräerforschung. Im Zuge des *linguistic turn* axiomatisierte diese geradezu den rhetorischen Charakter des Hebräers und verortete ihn im Rahmen der antiken Synagoge. Hierin war die Richtung für die aktuellsten Forschungsansätze angezeigt, der Poststrukturalismus und der *cultural turn* mit ihm hatten den Akzent vom Text auf die historische Kommunikationssituation mit ihrer soziokulturellen Bedingtheit verlagert.

Demzufolge kommt der antiken Synagoge für das Verständnis des Hebräers besondere Bedeutung zu. Synagogen erfüllten zu einer Zeit, in der Religionen noch ausnahmslos in ihre Kulturen eingebettet waren, eine über die Religion hinausreichende, gesamt-kulturelle Funktion. Wichtiges Element dabei war das regelmässige Studium der heiligen Schriften am Sabbat, es ist in sämtlichen Quellen – so auch im Neuen Testament – bezeugt (Lk 4,16; Apg 17,2; 18,4). Die übliche Form, wie dieses neben theologischen auch halachische und bildende Aspekte einschliessende Studium gestaltet wurde, ist u. a. in Lk 4,16–22 und Apg

13,14–41 eingehend geschildert. Es wurde zunächst aus der Tora gelesen (hebr. *Sidra*), jeden Sabbat ein Abschnitt, und in *lectio continua*, die ursprünglich ein zyklisches Durchlaufen der Mosebücher in drei Jahren vorsah. Dieser ersten Lesung fügte sich eine passende Prophetenlesung (hebr. *Haftara*) an. Primäre Funktion der anschliessenden

Der Autor scheint der vorherrschenden imperialen Ideologie eine subversive Bildwelt gegenüberzustellen.

meist schriftlich verfassten Homilie (hebr. *Peticha*) war somit die Auslegung der beiden vorangegangenen Lesungen. Dieses lesezyklische Verfahren hatte zur Folge, dass sich bestimmte Lesungen und ihre Motivik fest mit liturgischen Zeiten, bestimmten Fest- oder Fasttagen also, verbanden.

Dem Prediger kam in diesem allwöchentlichen Synagogenritual besondere Verantwortung zu, denn er hatte sein in der Oralität verhaftetes Publikum zu unterhalten, wobei er auf produktionsästhetische Vorgaben zurückgreifen konnte. Einerseits im Blick auf die Predigteinleitung: sie sollte vermittels

hagiographischer Zitate assoziativ zum Toraeröffnungsvers hinführen und die Motivik der ersten Lesung nur implizit aufnehmen, was mit Ex 31,17 in Hebr 4,4 gegeben ist. Der tröstliche Mittelteil seinerseits sollte die Prophetenlesung – Jer 31,31–34 in Hebr 8,8–12 – als Zitat explizit einbringen und schliesslich der applikativ-eschatologische Schlussteil die Anliegen der Hörerschaft in die Auslegung einflechten. Mit den dem Hebräer zugrunde liegenden Lesungen Ex 32–34 und Jer 31,31–34 ist ein Thema angeschnitten, das klassischerweise mit dem damals fünften Monat Aw, spezifischer dem Fasttag des 9. Aw (hebr. *Tischa be-Aw*) in Verbindung steht: der Bruch des Sinaibundes, einerseits evoziert durch die Sünde des Götzendienstes mit dem Goldenen Kalb am Sinai (Ex 32–34), und andererseits zementiert im Landeserwerbverlust der Auswanderergeneration zu Kadesch-Barnea (Num 13–14 in Hebr 3–4). Dabei steht der in der Tora-lesung thematisierte und zu *Tischa be-Aw* rituell betrauerte Bundesbruch in spannungsvoller Polarität zur achtzig Tage später am Versöhnungstag (hebr. *Jom Kippur*) und in der Prophetenlesung verheissenen Bundeserneuerung.

Konstruierte Bildwelten

Die individuelle Aneignung des polaren Bedeutungsfeldes von Bundesbruch und verheissener Bundeserneuerung vollzieht

der intellektuelle *Auctor ad Hebraeos* mit sorgfältig konstruierten und symmetrisch angeordneten Bildwelten. Sie erlauben ihm, mit Deutungshoheit ausgestattet, die Geschichte und Zukunft in den Bahnen der sich stets ins Positive wenden lassenden Bundestheologie zu deuten. Hier, in der Klimax des Textes (Hebr 7–10), bildhaft gesprochen auf dem Berg Zion (im Himmel), verheisst Gott seinem sündigen Volk, den Hörerinnen und Hörern – vermutlich einer juden-christliche Gruppe – einen neuen Bund und damit in Verbindung stehend eine neue Kultinstitution. Der Kult und sein Zelt sind im Himmel, sein Hohepriester ist Jesus, wie auch sein inaugurierendes Bundesopfer und Sündopfer des Versöhnungstages. Mit Blick auf den Intertext ist die für das Neue Testament einmalige Rolle des Sohnes als Hohepriester naheliegend, denn schon Mose sühnte sowohl am Sinai als auch zu Kadesch-Barnea das Volk vor Gott, weshalb ihm bereits in ältester rabbinischer Literatur das Amt des Hohepriesters proleptisch und vor Einrichtung des Kultes angedacht wurde.

Die sich unmittelbar an das Mittelstück angliedernden und entsprechenden Elemente thematisieren die Treue, den Gehorsam oder in der Begrifflichkeit des Hebräers: den Glauben gegenüber dem Bund.

Die in Hebr 3–6 beschriebene Auswandererergeneration hat im Blick auf die Bundestreue versagt, die Hörerinnen und Hörer werden als sich in derselben Gefahr befindlich gemahnt. Demgegenüber wird die Bundestreue der Glaubenshelden in Hebr 10–11 gepriesen, sie werden gar als Zeugen bezeichnet – ein juristischer Begriff – und haben ob ihrer Treue wie bereits in Ex 32,13 die Funktion, das Urteil Gottes über die Bundesbrüchigen positiv zu beeinflussen. Die Hörerinnen und Hörer werden eingeladen, deren, aber vor allem Jesu Glaubensbeispiel zu folgen. Das Eingangs- und diesem entsprechend das Abschlusselement thematisieren schliesslich die mit dem Bundesbruch in Verbindung stehende Erniedrigung (Bundesflüche) beziehungsweise die aus der Bundeserneuerung resultierende Erhöhung. Hebr 1–2 zeigt den Sohn als unter die Engel und Feinde erniedrigt. Das Erscheinen der Engel zu Beginn des Hebräers ist keineswegs enigmatisch, vielmehr erschliesst es sich aus dem Intertext logisch, denn der Bundesbruch hat stets die Absenz Gottes und wie schon am Sinai die Präsenz der strafenden Engel zur Folge – ein in inter-

testamentarischer wie auch rabbinischer Literatur reich ausgeschmücktes Motiv. Gottes Absenz begründet auch die Präsenz der Feinde, die er nun nicht mehr fernzuhalten hilft. Doch Jesu Erniedrigung dient wie im Falle des Moses einzig dem Zweck, die Bundesverhältnisse wieder herzustellen, ein für allemal, das heisst die Beziehung zwischen Gott und seinem Volk zu erneuern und sie damit wieder als Erben mit einem Landerbe – wenn auch einem himmlischen (Hebr 12–13) – zu rehabilitieren und, damit verbunden, das verheissene Land von Feinden zu befreien (Hebr 1,13; 2,8.14; 10,13).

Historische Bildwelten

An historisch konkreten Verortungen des Hebräers mangelt es in der Forschung nicht, ungeachtet der Divergenzen besteht in der neueren Forschung Konsens einerseits über eine drangsalierte und andererseits eine in Rom (Hebr 13,24) lokalisierte Gemeinde um die 80er bis 90er Jahre des ersten Jahrhunderts d.Z. In konsequenter Durchführung des oben ausgeführten Ansatzes lässt sich darüber hinaus Neues und historisch Plausibles rekonstruieren. Die Rede von Sünde ist eine semantische Konstante im Hebräer, Sünde jedoch aus der Perspek-

tive der Antike zeigt nicht, um es mit den Worten von Krister Stendahl zu sagen, ein «introspektives schlechtes Gewissen eines Individuums» an, vielmehr fungierte sie in einem Kollektiv angesichts historischer Kalamitäten als Gradmesser für ein gestörtes Verhältnis zu Gott. Dies deckt sich mit dem tragischen Bedeutungsgehalt von *Tischa be-Aw*. Denn nicht nur wurde hier der Auswandererergeneration das Land vorenthalten, an diesem Tag soll ferner auch der Erste und nach Flavius Josephus gar der Zweite Tempel im Jahre 70 d.Z. durch die Römer zerstört worden sein.

Gegenüberstellung subversiver Bildwelten

Liest man den Hebräer somit politisch-ideologisch und allenfalls aus Sicht von aus Judäa nach Rom deportierten Sklaven (Hebr 2,15), eröffnet sich eine neue subversive Dimension. Der römische Sieg über Judäa, der in der Zerstörung Jerusalems kulminierte und als «Flavisches Actium» in die Geschichte einging, hatte dem General Vespasian den politisch-militärischen Weg zum Imperator geebnet.

Nachdem sein Sohn Titus im Jahre 70 d.Z. auch Jerusalem zu erobern vermochte, votierte daraufhin der römische Senat

Als vertiefende Lektüre ist von Gabriella Gelardini u. a. empfohlen: «Verhärtet eure Herzen nicht»: Der Hebräer, eine Synagogenhomilie zu Tischa be-Aw (Biblical interpretation series 83; Leiden usw.: Brill, 2007). Gebunden, xxiv, 472 Seiten, drei Indices ISBN-13: 978-90-04-15406-3 ISBN-10: 90-04-15406-X www.brill.nl



ein Jahr später nur für einen Triumphzug Vespasians und seines Sohnes Titus durch Rom. Die Unterwerfung Judäas diente den Neuankömmlingen in Rom somit als zentrales ideologisches Instrument, um ihren Machtanspruch zu legitimieren, den sie propagandistisch und mittels einer sinnreichen politisch-religiösen Ikonographie immer wieder und zu richtiger Zeit in richtiger Weise zu iterieren wussten. Sei dies im Triumphzug selbst oder durch das Münzwesen (Münzen mit der Aufschrift *Judaea capta* oder *devicta*) beziehungsweise durch gezielte Bautätigkeit, von deren Monumenten uns noch der Titusbogen als anschauliches Beispiel am höchsten Punkt der Via Sacra geblieben ist. Darin finden sich nicht nur Reliefs der Triumphprozession, zelebriert wird auch ein weiterer und wichtiger Aspekt flavischer Ideologie, nämlich die gelungene Sukzession vom siegreichen Vater zum ebenso siegreichen Sohn. Genau jene Dimension, die die julisch-claudische Periode insbesondere im Jahre 69 d. Z. hatte vermissen lassen und deren Fehlen eben auch Anlass zum Bürgerkrieg in demselben Jahr gegeben hatte. Die Bildsprache des Bogens kulminiert schliesslich in seinem Zentrum in der Apotheose und damit der Weihe des Sohnes zum Gott.

Zwischen dem Hebräer und dem flavischen Triumph zeigen sich offensichtliche Korrelationen: Der Autor scheint der vorherrschenden imperialen Ideologie eine subversive «Bildwelt» gegenüberzustellen, die suggeriert, wem der wahre Triumph gehört, nämlich dem himmlischen Gottvater der heiligen Schriften und seinem endzeitlichen Sohn. Er ist es auch, der nach Rückkehr in den einen noch verbliebenen Tempel im Himmel die gegenwärtigen Feinde zu unterwerfen vermag und ihren imperialen Triumph bereits zur Burske degradieren. So wird deutlich, dass nicht nur Feinde Bilder und Bilder Feinde machen, sondern auch, dass hier ein kluger Kopf mit seelsorgerlichem Pathos das schöpferische und emotionale Potenzial von «Bildern» auch für die ihm Anvertrauten und Angefeindeten in besonders ästhetischer Manier zu nutzen wusste.

Dr. theol. Gabriella Gelardini ist wissenschaftliche Oberassistentin im Fachbereich Neues Testament an der Theologischen Fakultät und leitet seit 2001 eine internationale Gruppe von Hebräerforscherinnen und -forschern im Rahmen der Society of Biblical Literature.

INTERVIEW MIT DEM DEKAN



Bild: Aki Müller

Herr Bernhardt, Sie stehen der Fakultät seit dem Wintersemester 2006/07 erstmals als Dekan vor – haben Sie Ihr Amt gut begonnen? Welche Ziele haben Sie sich gesteckt?

Das Hauptziel ist es, eine stabile und flexible Organisationsstruktur für die Religionswissenschaft aufzubauen. Sie soll das zweite Standbein der Fakultät bilden. Daneben und im Zusammenhang damit haben wir noch einige andere Baustellen: Wir brauchen ein neues Fakultätsreglement, müssen das Doktoratsstudium neu regeln, brauchen eine neue Habilitationsordnung und wollen den Internetauftritt der Fakultät verbessern. Genug zu tun ist also. Darüber nachzudenken, ob ich

mein Amt gut angefangen habe, hatte ich bisher keine Zeit. Ich halte es mit Wim Wenders, der im Blick auf seinen neuen Film den Kritikern sagte: «Besser kann ich's nicht.»

Die Fakultät ist vielfältiger geworden, sie richtete 2004 eine Professur für Religions- und Literaturgeschichte des Judentums und 2006 eine für Religionswissenschaft ein. Freut dies den Wissenschaftler mit Forschungsschwerpunkt «pluralistische Religionstheologie»?

Ja, das freut mich, weil ich glaube, dass die theologischen Fakultäten sich im Blick auf religiös plurale Gesellschaften wandeln müssen, um sich zu erhalten. Es geht nicht darum, die Theologie dem Zeitgeist anzupassen, wie manche sagen. Es geht darum, sie im Blick auf andere Religionsperspektiven und Disziplinen der Religionsforschung zu entwickeln, durchaus auch in Unterscheidung zu diesen.

Werden diese Massnahmen die Fakultät stärken? Oder könnte sie sich auch verzetteln?

Ich bin überzeugt davon, dass durch den Aufbau des zweiten Standbeins dem ersten nichts genommen wird. Im Gegenteil: Es öffnet der Theologie neue Möglichkeiten, indem etwa die zukünftigen Pfarrerinnen und Pfarrer neben der klassischen Ausbildung nun horizontweiternd auch Kenntnisse anderer Religionen bekommen können. Etwa durch den Besuch von Lehrveranstaltungen, in denen sie das Christentum als Teil der europäischen Religionsgeschichte sehen lernen.

Wie soll dies bewerkstelligt werden?

Wir möchten die Fakultät in zwei Departemente umformen: eines für Theologie und eines für Religionswissenschaft. Für die Theologie, die unser Kerngeschäft ist und bleibt, wird sich dadurch nicht viel ändern. Das Departement für Religionswissenschaft würde zunächst die zwei neuen genannten Professuren in sich aufnehmen in der Hoffnung, in Zukunft noch andere Disziplinen hier ansiedeln zu können. Wir schaffen also zunächst das Gefäss und arbeiten dann daran, es zu füllen. Das wird mehr Studierende an die Fakultät bringen und dadurch unsere Position innerhalb der Universität stärken.

Sie feierten soeben Ihren 50. Geburtstag – haben Sie sich auch persönliche Ziele gesteckt?

Ziele stecke ich mir im Beruf, im Persönlichen habe ich nur Wünsche. Ob sie in Erfüllung gehen, liegt nur zum kleinen Teil in meiner Hand. Ich plane mein Leben nicht, sondern lasse mich jeden Tag neu überraschen von dem, was mir da zufällt.

Die Fragen stellte Gabriella Gelardini.

Prof. Dr. Reinhold Bernhardt ist seit 2001 Ordinarius für Systematische Theologie (Dogmatik) an der Theologischen Fakultät der Universität Basel. Reinhold.Bernhardt@unibas.ch

Aus der Fakultät

Fakultät

PERSONELLES

- Prof. Dr. Reinhold Bernhardt wurde zum 1. Oktober 2006 Dekan und Prof. Dr. Georg Pfeleiderer Prodekan.
- Prof. Dr. Ekkehard W. Stegemann übernahm zum 1. Oktober 2006 den Seminarvorstand.

STUDIUM

- Im 2006 haben 10 Studierende ihr Studium abgeschlossen, 1 im Studiengang KPB, 6 im Lizentiatsstudiengang, 2 im Bachelorstudium und 1 im Zertifikatsstudium.

Promoviert haben:

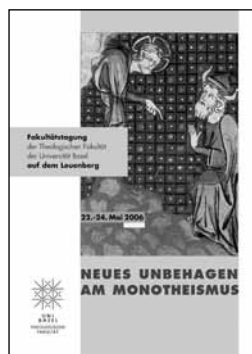
- Dan Warria-Wyss von Dagmersellen LU und Kenia KE *Torah norms in the Epistle to the Romans: An exegetical investigation of Romans 12, 1–15, 6 against the background of Paul's nomos-logic in relation to the Jewish heritage with its distinctive and universal ethics within Graeco-Roman context* (Prof. Dr. Ekkehard W. Stegemann, Prof. Dr. Rudolf Brändle)
- Anna Brigitte Müller von Deutschland D *Religionsumspannende Gebete: Chancen und Grenzen religionsübergreifender und religionsverbindender Gebetsversammlungen und Gottesdienste im Rahmen interreligiöser Dialogveranstaltungen und aus Anlass von Krisenerfahrungen* (Prof. Dr. Albrecht Grözinger, Ass.-Prof. David Plüss)

VERANSTALTUNGEN

- Die vom 22. bis 24. Mai 2006 auf dem Leuenberg abgehaltene und von Prof. Dr. Ekkehard W. Stegemann und Dr. Gabriella Gelardi

dini verantwortete Fakultätstagung stand unter dem Thema «Neues Unbehagen am Monotheismus». Das Eröffnungsreferat hielt einer der Wortführer der neuen Debatte um den Zusammenhang von Monotheismus und Gewaltneigung, der Ägyptologe Prof. Dr. Jan Assmann aus Heidelberg; weitere Referierende waren u. a. Prof. Dr. Elisabeth Schüssler Fiorenza (Harvard) sowie Prof. Dr. Antonio Loprieno (Universität Basel).

- Im Wintersemester 2005/06 fand die Ringvorlesung «Körper-Kulte: Wahrnehmungen von Leiblichkeit in Theologie, Religions- und Kulturwissenschaften», organisiert durch Prof. Dr. Albrecht Grözinger, Prof. Dr. Reinhold Bernhardt, Ass.-Prof. David Plüss und Dr. Christina Aus der Au Heymann, statt.



- Die Jahrestagung der «Schweizerischen Theologischen Gesellschaft» konnte seit längerer Zeit wieder einmal von Mitgliedern der Fakultät (Prof. Dr. Reinhold Bernhardt, Prof. Dr. Thomas K. Kuhn) ausgerichtet werden. Sie stand unter dem Thema «Religionsfreiheit» und wurde am 30. Juni und 1. Juli 2006 auf dem Landgut Castelen in Augst durchgeführt.
- Die Antrittsvorlesung von Prof. Dr. Martin Wallraff fand am 7. November und die öffentliche Habilitations-

vorlesung von Ass.-Prof. David Plüss am 15. Dezember 2006 statt.

- Im Rahmen des *Dies academicus* am 24. November 2006 wurde Dr. Paul Jenkins die Doktorwürde der Theologie ehrenhalber verliehen. Jenkins, ehemaliger Bibliothekar der Mission 21, erwarb sich in seiner 31-jährigen Tätigkeit grosse Verdienste um die Visualisierung der Missions- und Kolonialgeschichte und trug dazu bei, dass den Missionsquellen in der allgemeinen Geschichtsschreibung neues Gewicht verliehen wird.
- Der alljährlich verliehene fakultäre Basler Theologiepreis ging an Eri Amsler, Kantonsschule Wettingen AG, für ihre Matura-Arbeit «Die Noachitischen Gebote in drei Religionen».

FORSCHUNG

Drei Teilprojekte im Rahmen des Antrags NFP 58 wurden zur weiteren Ausarbeitung aufgefordert. Dazu gehört das von Ass.-Prof. David Plüss und Dr. Adrian Portmann entwickelte Forschungsvorhaben, ein Antrag im Rahmen der Ausschreibung der SUK für «Innovations- und Kooperationsprojekte» sowie die Entwicklung eines interdisziplinären Prodoc-Programms.

PUBLIKATIONEN

- Theologische Fakultät, Hg., Reinhold Bernhardt und Hans-Peter Mathys, Redaktion, *Theologische Zeitschrift* 62 (2006).
- Die Webadressen der Fakultät sind für Theologie «www.unibas.ch/theologie», für Religionswissenschaft «www.unibas.ch/religionswissenschaft» und für Jüdische Studien «www.jewishstudies.unibas.ch».

INSTITUTIONELLE BEZIEHUNGEN

Die Fakultät willigte einer Beteiligung am interuniversitären «Zentrum für Religion, Wirtschaft und Politik» (Zürich/Luzern/Basel) ein; im Jahr 2006 steuerte sie zum Projekt NDS beziehungsweise MAS-Curriculum (Ass.-Prof. David Plüss, Prof. Dr. Georg Pfeleiderer, Prof. Dr. Reiner Anselm) bei.



Bild: Susanne Schaub

Theologie

ALTES TESTAMENT

- Für das von Prof. Dr. Hans-Peter Mathys und Prof. Dr. Jürgen von Ungern-Sternberg ausgearbeitete bifakultäre NF-Projekt «Quellen zur Geschichte der Phönizier» wurden für eine Laufzeit von drei Jahren (1. April 2006 bis 31. März 2009) eine 40%- und zwei 30%-Stellen bewilligt.
- Hans-Peter Mathys und Gerhard Kaiser, *Das Buch Hiob: Dichtung als Theologie* (BThSt 81; Neukirchen-Vluyn: Neukirchener, 2006).

NEUES TESTAMENT

- Prof. Dr. Rudolf Brändle trat zum Ende des Sommersemesters 2006 zurück. Seit 1985 hatte er die Professur für Neues Testament und alte Kirchengeschichte inne. Ausserdem wirkte er 16 Jahre als Vorsteher des Theologischen Seminars. Von 1986 bis 1993 präsierte er die Christlich-

Jüdische Arbeitsgemeinschaft der Schweiz, und von 2000 bis 2003 war er Präsident der kirchlichen Konkordatsprüfungsbehörde. Die Fakultät schuldet ihm grossen Dank, den sie in einem Festakt am 27. Juni 2006 zum Ausdruck brachte. Die frei gewordene Professur wurde in ein Ordinariat für Religionswissenschaft umgewidmet. Der Forschungsschwerpunkt der 2005 durch Prof. Dr. Martin Wallraff besetzten Professur für Kirchen- und Theologiegeschichte in Patristik hilft, die entstandene Lücke zu füllen.

- Gabriella Gelardini, *«Verhätet eure Herzen nicht»: Der Hebräer, eine Synagogenhomilie zu Tischebe-Aw* (BINS 83; Leiden usw.: Brill, 2007).
- Ekkehard W. Stegemann und Thomas K. Kuhn, Hgg., *«Was von Anfang war»: Neutestamentliche und kirchengeschichtliche Aufsätze: Rudolf Brändle gewidmet anlässlich seiner Emeritierung am 30.09.2006, ThZ 62/2* (2006).
- Luzia Sutter Rehmann, Ursula Rapp und Ulrike Metternich, Hgg., *Zum Leuchten bringen: Biblische Texte vom Glück* (Gütersloh: Gütersloher, 2006).
- PD Dr. Luzia Sutter Rehmann wurde für die Publikation *Sich dem Leben in die Arme werfen: Auferstehungserfahrungen* (Gütersloh: Kaiser, 3²⁰⁰⁵) sowie für ihre Beiträge auf dem Deutschen Evangelischen Kirchentag mit dem durch den Freundeskreis der evangelischen Akademie Iserlohn verliehenen Preis «Vermittlungen – Preis für theologische und ethische Beiträge zur Zeit» ausgezeichnet.

KIRCHEN- UND THEOLOGIEGESCHICHTE

- Ass.-Prof. Thomas K. Kuhn wurde im Sommersemester 2006 zum Titularprofessor für Kirchengeschichte ernannt.
- Die Assistenzstelle in Kirchengeschichte wurde durch Dr. Martin Kessler besetzt.
- Das von Prof. Dr. Martin Wallraff bewilligte NF-Projekt «Iulius

Africanus, Kestoi, Kritische Edition der Fragmente» umfasst zwei 50%-Stellen sowie eine Doktorandenstelle und beginnt am 1. April 2007.

- Martin Wallraff, Hg., *Julius Africanus und die christliche Weltchronistik* (TU157; Berlin usw.: de Gruyter, 2006).
- Dr. Martin Kessler wurde für seine Dissertation zu Johann Gottfried Herders Kirchenamt in Sachsen-Weimar mit dem Hanns-Lilje-Preis 2006 ausgezeichnet.

SYSTEMATISCHE THEOLOGIE

- Dr. Christina Aus der Au Heymann war aufgrund der Zusprache eines Förderstipendiums der Universität Basel seit 1. April 2006 für ein Jahr von ihrer Assistenz freigestellt. Sie wurde durch Dipl. Theol. Julia U. Mack vertreten.
- Auf dem Landgut Castelen in Augst wurde das Symposium «Protestantische Ethik und moderne Kultur: Internationales wissenschaftliches Symposium aus Anlass des Einhundertjährjubiläums von Ernst Troeltschs Schrift *Die Bedeutung des Protestantismus für die Entstehung der modernen Welt* (1906/11)» von Prof. Dr. Georg Pfeleiderer, Ass.-Prof. David Plüss und Dr. Alexander Heit vom 11. bis 13. Oktober 2006 veranstaltet.
- Reinhold Bernhardt, *Ende des Dialogs? Die Begegnung der Religionen und ihre theologische Reflexion* (Beiträge zu einer Theologie der Religionen 2; Zürich: TVZ, 2006).
- Susanne Dungs, Uwe Gerber, Heinz Schmidt und Renate Zitt, Hgg., *Soziale Arbeit und Ethik im 21. Jahrhundert: Ein Handbuch* (Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, 2006).
- Uwe Gerber, Hg., *Auf die Differenz kommt es an: Interreligiöser Dialog mit Muslimen* (Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, 2006).
- Alexander Heit, *Versöhnte Vernunft: Eine Studie zur systematischen Bedeutung des Rechtfertigungsgedankens für Kants*

Religionsphilosophie (FSÖTh 115; Göttingen: Vandenhoeck u. Ruprecht, 2006).

- Georg Pfeleiderer und Ekkehard W. Stegemann, Hgg., *Religion und Respekt: Beiträge zu einem spannungsreichen Verhältnis* (Christentum und Kultur 5; Zürich: TVZ, 2006).
- Georg Pfeleiderer und Christoph Rehmann-Sutter, Hgg., *Zeithorizonte des Ethischen: Zur Bedeutung der Temporalität in der Fundamental- und Bioethik* (Stuttgart usw.: Kohlhammer, 2006).



- Dr. Florence Develey wurde für ihre Dissertation *Versionen des Authentischen und ihre Relevanz für eine theologische Ethik* mit dem Fakultätspreis ausgezeichnet.

PRAKTISCHE THEOLOGIE

- Dr. David Plüss wurde per 1. Januar 2006 zum Assistenzprofessor für Praktische Theologie ernannt.
- Die Assistenzstelle in Praktischer Theologie wurde durch lic. theol. Tabitha Walther besetzt.
- Albrecht Grözinger, *Oh my God, oh my God! Zu den drei Glaubensartikeln* (Zürich: TVZ, 2006).

ÖKUMENE- UND MISSIONSWISSENSCHAFT

- Die Assistenzstelle in Ökumene- und Missionswissenschaft wurde durch lic. theol. Katrin Kusmierz besetzt.
- Christine Lienemann-Perrin und Wolfgang Lienemann, Hgg., *Kirche und Öffentlichkeit in Transformationsgesellschaften* (Stuttgart usw.: Kohlhammer, 2006).

- Christine Lienemann-Perrin wurde in die Académie Internationale des Sciences Religieuses (AISR) aufgenommen.

Religionswissenschaft

RELIGIONSWISSENSCHAFT

- Die Professur für Religionswissenschaft konnte zum Wintersemester 2006/07 erfolgreich mit Prof. Dr. Jürgen Mohn besetzt werden.
- Die Assistenzstelle in Religionswissenschaft wurde durch Mag. Stephanie Gripenot besetzt.
- Der Auf- und Ausbau der religionswissenschaftlichen Curricula hat im vergangenen Jahr eine wichtige Rolle in der Entwicklung der Fakultät gespielt. Das zum Wintersemester 2005/06 in Kooperation mit der Phil.-Hist. Fakultät gestartete Bachelor-Studienfach Religionswissenschaft hat einen guten Verlauf genommen. Die Arbeiten an der Erstellung eines Masterprogramms wurden aufgenommen, die Einrichtung eines vollständigen Studiengangs an der Theologischen Fakultät bildet das angestrebte Fernziel.



Bild: Susanne Schaub

JÜDISCHE STUDIEN

- Am 1. Juli 2006 übernahm Prof. Dr. Alfred Bodenheimer für die Zeit des Wintersemesters 2006/07 die Führung der Geschäfte im Institut für Jüdische Studien.
- Während des Sommersemesters 2006 bot das Institut die von Dr. Susanne Plietzsch verantwortete Vortragsreihe «Verwickelte Texte: Die Faszination von Talmud und Midrasch» an, es wirkten u.a. Prof. Dr. Günter Stemberger (Universität Wien) und Prof. Dr. Tal Ilan (Universität Berlin) mit.